



Sonntagsblatt für das deutsche Haus.

Der erste Stand.

Du sehr verachteter Bauernstand,
Bist doch der best' im ganzen Land,
Kein Mann Dich gnugsam preisen kann,
Wann er Dich nur recht siehet an.

Wie stünd' es jeztund um die Welt,
Hätt' Adam nicht gebaut das feld!
Mit Hacken nährt sich anfangs der,
Von dem die Fürsten kommen her.

Es ist fast alles unter Dir,
Ja, was die Erd' nur bringt herfür,
Wovon ernähret wird das Land,
Geht Dir anfänglich durch die Hand.

To rechter Lied.

Von U. Wald. [Nachdruck
verboten.]

Eine schwülwarme Sommer-
nacht. Die weite Heide, der
schwarze Wald in tiefem Schlum-
mer. Die Luft drückend, atem-
beklemmend, wie vor dem Nahen
eines Wetters. Das Schweigen
lähmend, wie vor dem Sturm.
Nur fern, aus heimlichem Nest der
scheue Ton einer Vogelstimme.
Leise. Traumverloren. Und sonst
kein Laut.

Auf einem der schmalen Wald-
wege naht eine Männergestalt.
Die Mondfichel, die hinter dem zer-
klüfteten Wolkengebirg hervortritt,
wirft fahles Licht über ihn. Ein
sehniger Körper ist's.

Und jetzt zuckt auch am Firma-
ment ein Wetterleuchten auf und
flammt grell, jäh über das Ge-
sicht des Mannes.

Noch jugendliche Züge. Doch
scharf, markig geschnitten und fast
entstellt, unheimlich mit den
fingertiefen Zügen, die Leiden-
schaften oder Qualen um den Mund
des Mannes graben. Die Rippen
aufeinander gepreßt, die Faust
geballt, so geht er, schleicht er über
die Waldhöhe abwärts. Wohl eine
Stunde und länger. Wo die Heide-
fläche, düster, userlos am Waldes-
rand beginnt, bleibt er horchend
stehen, die Augen in die schwarze
Ferne gerichtet.

Aus dem Gehöft dort unten
schimmert Licht in die einsame
Nacht. Ein Hund bellt in der
Ferne in einem der benachbarten



Ich gratuliere! Nach dem Gemälde von M. W u n s c h.
(Photographie und Verlag von Franz Hanfstaengl in München.)

Dörfer. Ein großer Nachtvogel
löst sich von den schwarzen Föhren,
streicht lautlos über die Heide.
Am Waldesrand geht der Mann
hinunter und über einen fußbreiten
Pfad, zwischen Binsen und wuchern-
dem Gestrüpp hindurch, weiter dem
Dichte nach, vorsichtig, lauschend,
bis in die Nähe des einsamen Ge-
höftes. Hinter einem Erlengebüsch
macht er Halt.

Vom Lampenschein beleuchtet,
sitzt um den Tisch unter dem Nuß-
baum die Gesellschaft noch bei-
sammen! Die Schnapsflasche
kreist. Ein Stapel Butterbröte
steht vor ihnen, auch Kuchen und
Kaffee. Und auf einem Schemel
zur Seite ein Faß Bier, von dem
eine schlanke Dirne mit brauner
Flechtenkrone über der Stirn flei-
sig einschenken muß. Die Diefse,
seine Diefse ist's, die dort hin und
her geht, und die heut' Polterabend
feiert mit einem anderen!

Die Hand des Lauschenden zerrt
an der Zoppe, dem groben Hemde,
denn sie beengen ihn. Die braune
Brust hebt sich, senkt sich stürmisch.
Und unverwandt umfaßt sein Blick
die ahnungslose Gruppe.

Gerötete, gedunsene Bauern-
gesichter stieren sich an, blöde,
stumpfsinnig; denn das Bier, der
Brantwein machen sich schon gel-
tend. Auch ein paar Frauen sitzen
um den Tisch. Die halblahme
Mutter des Mädchens, dann die
Schwester des Fräutligams und
einige Nachbarinnen aus den
Dörfern.

Einer der Burschen spielt jetzt
auf der Handharmonika, es will

aber nicht mehr gehen. Sie singen mit rauher Kehle. Derbe Wiße, das Brautpaar betreffend, fallen, und johlend, wiehern brüllen die Betrunknen Beifall.

Auch die Weiber juchen, freischen, als der Karl, der junge Bräutigam, taumelnd auf das Mädchen, das abseits am Tasse lehnt, zutritt und, mit einem stieren Blick auf die geschmeidige Gestalt, die Braut in seine Arme ziehen will.

„Kumm her, min, min säute Dern! Küssen — küssen will ich Di!“

Und die Zähne des Lachenden da draußen knirschen. Wie zum Sprung bereit steht er, den Oberkörper vornüber gebeugt. Und unwillkürlich umfaßt er das Messer in der Tasche fester. Da aber sieht er, wie sich die Arme des Mädchens gegen die Brust des angetrunkenen Bräutigams stemmen. Und als der lachend Gewalt gebrauchen will, stößt es den Taumelnden kraftvoll zurück, Abscheu, Ekel auf dem erblickten Gesicht. „Dat de Dummheiten, Kork! Hier vör all de Lüüd — schäm Di! Un überhaupt — Du bist — Du häst all to väl drunken!“

Und mühsam besinnt, beherrscht sich der Mann da draußen. Noch nicht — erst morgen in der Frühe! Bis dahin hat es Zeit. Und seine Gedanken schweifen zurück, zurück in die Vergangenheit.

Vor ein paar Tagen erst ist er aus dem Gefängnis entflohen. Das Geschick hatte ihm geholfen — als wollt' es ihm ermöglichen, noch einmal einzugreifen — zu rechter Zeit!

Aus dem Gefängnis — er! Der junge Bursche lacht leise, bitter, hohnvoll auf. Er, der damals vor zwei Jahren, als er von dem entfernten Seidedorf, wo er im Dienst gestanden, in heißer Sehnsucht durch den nächtlichen Wald geeilt war, der Liese entgegen. Seiner Liese, die ihn küßte, küßte mit ihren brennenden Lippen, so wild und stürmisch sich in seine Arme warf, wenn sie in Sturm und Wetter zu der verschwiegenen Waldhütte gelaufen kam.

Heimlich, weil „der Sohn des Totschlägers“, wie man ihn im Dorfe nannte — da sein Vater einst einen reichen Bauern, der seines Hauses Ehre bedroht und seinem Weibe nachgestellt, kurzerhand mit der Wagenrunge erschlagen — weil er den Eltern des Mädchens als Schwiegersohn nicht genehm war.

Zwei Jahre im Gefängnis — er, der an jenem Abend im Walde darüber zugekommen, wie die Forstbeamten einem Wilderer, der zufällig der Liese Vater gewesen, auf den Fersen waren und den Flüchtigen unbedingt erfaßt hätten, wenn das Geschick nicht eben ihn dorthin geführt!

Just vor ihm, hart am Rande der Waldwiese, war der Schuß gefallen. Und als er, hinter einem Baum hervorlugend, gemeint, daß wohl der Förster dort auf dem Anstand sei, war zu seinem Entsetzen der Bauer aus dem Dickicht hervorgekrochen und auf den verendeten starken Zwölfender zu.

Im selben Augenblick aber waren drüben, unter den Birken, von einem Schuß des Wilderers begrüßt, der einen der Beamten an der Hand verwundet, der Förster und der Jagdgehilfe aufgetaucht, auch ihrerseits die Flinten im Anschlag.

„Halt — steht! Halt und nochmals halt!“

Ein zischender Laut, ein heißer, feiner Strahl, so war die Kugel, hart an ihm vorüber, hinter dem Wilderer hergeschaut. Doch ohne den zu treffen. Denn mit Blitzesschnelle war der Bauer unter dem Gestrüpp verschwunden, Büchse und Wild im Stiche lassend.

„Schade! Hängen laß ich mich, wenn wir den Satansfilou nicht packen!“ so hörte Wilhelm den Förster rufen. „Ihm nach! Durch den Erlensbrok und Düsterkamp den Weg abschneiden! Und Gnade ihm Gott, wenn wir ihn erwischen!“

Und da — als die Grünröcke über die Waldwiese auf die Stelle zugefahren kamen, wo eben der Wilderer, ohne ihn zu gewahren, hart an ihm vorübergestürzt und seine Flinte niedergeworfen — da hatten sie ihn, der wie gelähmt gestanden, hinter dem Stamm der Eiche erblickt.

Sie hatten ihn ergriffen. Er sollte, er mußte der Schuldige gewesen sein — denn die Flinte lag ja noch zu seinen Füßen!

Und was führte denn auch sonst noch zu so später Stunde ihn in den Wald?!

Er leugnete, beteuerte seine Unschuld! Umsonst!

Den Täter hatte er nicht genannt — denn hier zum Ankläger werden, des Mädchens Vater dem Gericht in die Hände liefern?! — Er hätte es nicht vermocht, und hätte sein Leben auf dem Spiel gestanden!

So war's gekommen, daß er verurteilt wurde, zwei Jahre Gefängnis abzuhüßen.

Und besser immer noch, als wenn der Liese Vater erfaßt, vielleicht getötet worden, an dem das Mädchen, das seine Wilddieberei nicht ahnte, stets mit so ungetrübter Kindesliebe hing.

Und über die Zeit, die beiden Jahre, so hatte er gehofft, würde er auch wohl hinwegzukommen wissen. Hatte er doch weder Vater noch Mutter mehr, die sich um ihn grämten. Niemand als die

Liese, die ja an seine Unschuld glauben mußte! Und die und er, sie beide mit ihrer großen, heißen Liebe, sie konnte ja nichts trennen, sie würden schon warten aufeinander, und wär's noch ein Jahrzehnt! —

So ähnlich hatte er auch vom Gefängnis aus an sie geschrieben, sie gebeten, ihm treu zu bleiben, denn nur ein trauriges Verhängnis sei's gewesen. Später wollte er ihr auch erzählen, wie alles so unselig, so unglücklich gekommen.

Umsonst! Sie hatte nie geantwortet!

Und nur durch Zufall, vielleicht auch eine Fügung, hatte er von einem Mitgefangenen aus dem Seimatsdorfe, der kürzlich wegen Schlägerei verhaftet worden, erfahren, daß der Bauer inzwischen gestorben, und die Liese längst einen andern Bräutigam habe und nächstens Hochzeit feiere.

Da war, in jener Stunde, der Entschluß in ihm geboren, aus dem Gefängnis zu entweichen — um jeden Preis!

Ein Vierteljahr noch hatte er zu verbüßen. Doch er mußte eher seine Freiheit haben! Bald — eh' es zu spät!

Der Wächter, der im letzten Augenblick den Plan entdeckt — er wurde niedergeschlagen — ohn' Erbarmen.

So war die Flucht geglückt, er war entkommen. Einen ganzen Tag über hatte er dann in der Nähe des Gehöftes sich verborgen gehalten, und gegen Abend erst war's ihm gelungen, das Mädchen abzufassen.

„Liese! Du — häst enen annern?“

Entsetzt, entgeistert hatte sie ihn angestarrt. Doch wenige Augenblicke nur. Dann hatte sie ihn voll sprühenden Zornes angeflammt: „Ja! Weil ich mi so got hol för enen, de all säten hett! De Appel fällt nich wiet von 'n Stamm — un schämen söst Du Di, dann Du mi noch arräden magst! Aber,“ so hatte sie verächtlich dann hinzugefügt, „'t mag of woll got sien, dat 't so kamen is — wör doch man fröher Unsiun mit uns beiden!“

Da war die brutale Wut in ihm erwacht. Die Aufklärung, die Beschuldigung des Toten zwar hatte er ihr erspart. Er hatte im Augenblick kaum daran gedacht. Aber mit der Faust hatte er sie zurückgestoßen, daß sie der Länge nach zu Boden gestürzt.

So, so also stand's um ihre Treue, um ihre große, heiße Liebe! Unsiun! so hatte sie es genannt — und wie von Sinnen war er auf die einsame Waldhütte zugetaumelt, wo er verborgen sich gehalten bis zum anderen Abend.

Und auf dem nächtlichen Wege, da hatte er sich's geschworen: nicht lebend kam das Mädchen in des andern Hände! — — —

Der Donner grollte jetzt, noch weit in der Ferne. Dumpf, warnend. Das Wetterleuchten zerklüftete den Himmel, grell, blendend, unaufhörlich. Da mahnten die Frauen zum Ausbruch und das Mädchen räumte ab. Auch die Bauern erhoben sich, um anzuspinnen, denn das Jag war leer.

„Adjes, Liese, mien Deern, bit up morgen! Noch eenen Dag, een paar Stun'n, denn bliv ich bi Di!“ so hörte er den Bräutigam rufen. Und über den nächtlichen Feldweg fuhr die Gesellschaft heimwärts, um auszuruhen, um morgen fortzufeiern.

Run war das Licht erloschen, die Tür ins Schloß gefallen. Und Stille, Totenstille jetzt, wo eben noch das wüste Lärmen. Nur der Donner grollte ab und zu, dumpf, warnend.

Da ward das kleine Giebel Fenster hell. Das Mädchen lehnte sich hinaus und horchte in die Nacht. Eine der schweren braunen Flechten fiel vorn über das Nieder, und deutlich, scharf umrissen hob sich die kraftvoll ebennmäßige Gestalt von dem hellen Hintergrunde ab. Dann schloß sie das Fenster. Das Licht erlosch.

„Noch een Dag, een paar Stun'n!“ so hörte er im Geiste wieder die fallende Stimme des Bräutigams. Und bis zur Raserei gesteigerter Schmerz verzerrte die Züge des Mannes.

So weit — so weit kam es nicht! Bis der Tag graute, wollte er hier ausharren. Und wenn dann die Liese aufstand, um wie immer Wasser da unten am Steg zu holen, dann — ja dann — lebend kam sie nicht in die Arme eines andern! Ihm, ihm nur allein hatte sie gehört! Sein eigen war sie, sollte sie bleiben — für immer — durch den Tod!

Selige Stunden der Vergangenheit stiegen noch einmal vor ihm auf. Er sah, er fühlte die roten Lippen, die weiße Schulter, die er so oft im abendlichen Wald geküßt, wenn sie in Sturm und Wetter voll heißer Sehnsucht sich in die Arme geeilt. — — —

Da schreckte ihn jäh ein lauter, heftiger Donner aus seinen Träumen auf. Das Wetter kam herauf. Fauchend, heulend kam es über die schwarze Heide dahergebraust. Stöhnend beugten sich die gepeitschten Bäume, rauschten die gezausten Büsche. Große Regentropfen fielen, und der junge Bursche barg sich tiefer unter das schützende Gezweig.

In dem Erkerstübchen wurde es wieder hell. Blitz auf Blitz zuckte hernieder, denn ein schweres Wetter war's. Und der Donner grollte unaufhörlich, Schlag auf Schlag.

Da — ein bläulichroter greller Strahl, der für den Bruchteil einer Sekunde das Haus, die Nacht draußen blendend erhellte, ein markerschütternder, knatternder Schlag wie aus einem großen Geschütz in nächster Nähe — und dem Wilhelm war's, als herste, dröhne, zittere die Erde unter ihm, als habe eine gewaltige, unsichtbare Faust ihn auf den Rücken geworfen.

Verstört richtet er sich auf. „Barmherziger Gott! Das — das hatte eingeschlagen! Im Gehöft da vor ihm — die Liese in Gefahr!“ Das ist der einzige Gedanke, den er zu denken vermag, er, der hier wartet, um sie zu töten!

Wie wahnsinnig stürzt er vorwärts. Auf dem Strohdach des Hauses — am Schornstein — da und weiter dahinter und da — allmächtiger Gott! Überall schon züngeln, laufen, lecken blaue Flämmchen hin und her.

Taumelnd in der Finsternis, geblendet von den grellen, zuckenden Blitzen stürzt er vorwärts, über die Hecke hinweg, auf die Tür des Hauses zu.

Er rüttelt. Nichts rührt sich innen. „Vater im Himmel, hilf!“ Mit übermenschlicher Gewalt stemmt der Knecht die muskulöse Schulter gegen die Füllung der Tür. Sie kracht. Noch einmal — sie weicht. So dringt er ein.

Ein betäubender Schwefelgeruch schlägt ihm entgegen. Und weiter tastet er sich über die dunkle Diele, an dem Herde vorüber zur Stiege, die nach oben führt. Auf allen vieren kriecht er hinauf, und an der Wand gleitet er weiter bis zu der Tür, aus der Licht ihm entgegen-

dringt. Sie ist nur angelehnt, und taumelnd tritt er über die Schwelle. Am Boden vor dem Bette liegt das Mädchen, regungslos, die Augenlider geschlossen. Da steigt ein Geschmack, gallig-bitter, ihm durch die Kehle, und einen Augenblick drohen die Kräfte, ihn zu verlassen. „Ist sie tot — nur betäubt?“

Aber da reißt er schon die leblose Gestalt in dem groben Linnenhemd in die Höhe, bettet den Kopf mit den schweren, hängenden Flechten an seine wildhämmernde Brust und trägt das Mädchen langsam, vorsichtig über die Stiege abwärts.

Draußen unter einem Schuppen legt er sie nieder, behutsam, liebevoll, wie eine Mutter ihr Kind zur Ruhe bettet. Er beugt sich über sie und sieht sie an. Ein weicher Zug liegt um den Mund des Mädchens.

„Ob sie schläft — für immer?“ Da regt sie sich. Die erfrischende Nachtluft bringt sie zur Besinnung. Sie schlägt die Augen auf, träumerisch, voll unendlicher Liebe, und legt wie einst die Arme um den Hals des Mannes. „Willem! — Min Mudder, Willem — id woll ehr ruthelpen . . . To rechter Lied bist noch kamen! Un — Willem — id nähn em nich! So woehr uns Herrgott lärt — id id täuro up Di!“

Ein eigen Lächeln huscht über das Gesicht des Mannes. Er küßt sie auf die Lippen, wild, inbrünstig.

„Ja, Liese, noch to rechter Lied!“ Und fort stürzt er. Denn das Haus brennt oben, unten, überall schon. Die Haare verjengt, so kehrt er zurück und trägt auch die ohnmächtige, lahme Mutter an ihre Seite.

Nun noch den Knecht heraus, der hinten an der Scheunendiele bei den Pferden schläft.

Er eilt in das Haus zurück und sieht nicht mehr, daß der alte Christopher, der sich vom Schlaf und der Betäubung ermuntert hat, über die Mistkuhle hinweg, schon um das Haus herumgestolpert kommt.

Einen Augenblick nur hält er inne, dann wankt er vorwärts über die brennende Diele. Denn ein Zurück darfs ja nicht geben!

Gilt's doch ein Menschenleben dem Tode zu entreißen! Gilt's doch ein anderes zu sünnen! Schon ist er von dem stickigen Qualm einer Ohnmacht nahe, da tönt ein heller, gellender Ruf aus Frauenmund herüber. Wie aus weiter, weiter Ferne dringt er an sein Ohr, und ein verzerrtes Lächeln zuckt ihm über die entstellten Züge. „To rechter Lied!“ so narmeln noch die Lippen, dann sinkt er nieder, und das Dach stürzt



Eine Gruppe von Krokodilen mit ihrem Dressleur.

Illustrationsprobe aus: Marshall „Die Tiere der Erde“ (erscheinend in 50 Lieferungen à 60 Pfennig — Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt).

über ihn zusammen. — Am andern Morgen erschienen die Diener des Gerichts, um Wilhelm zu verhaften. Sie konnten nur mit der untröstlichen Liese sprechen: „Er starb to rechter Lied!“

~*~ Nial ~*~

Auf fuhr Nial um Mitternacht:
„Wach auf, mein hold Gemahl!
Durchs Fenster bricht schon flammenrot
Der frühe Morgenstrahl.“

Bergthora springt ans Fenster schnell:
„Es ist kein Morgenstrahl!
Brandfackeln schwingt ein grimmer Held,
Schon glüht's wie Blut im Saal.“

„Das ist Eddin, der grimme Held,
Den's also frieren kann,
Daß er ein mächtig Feuer schürt,
Um sich zu wärmen dran.“

Das ist Eddin, der schlaue Held,
In großer Ehrennot!
Da wird dies schöne Morgenrot
Uns bald ein Abendrot.“

Und Eddin schlägt ans Tor von Erz,
Hohnlächeln im Gesicht:
„Mach schnell, Nial, und flüchte Dich,
Eh' Dir die Treppe bricht.“

Du mochtest sehn, wer auf der Welt
Aus Deinem Hof Dich jagt?
Denkst Du noch dran, Du alter Mann?
Du hast zu viel gesagt.“

Und Nial spricht das stolze Wort:
„Du freust Dich allzusehr.
Der mich aus meinem Hofe jagt,
Den seh' ich nimmermehr!“

Du flechtest Flammen mir zum Kranz,
Er mag willkommen sein!
So ziehn wir mit dem Morgenglanz
In Odhins Hallen ein.“

Mein Onkel, der Generalmajor.

Don Louis Dumur. Autorisierte Uebersetzung von Gustav Steffens.

[Nachdruck verboten.]

Er pflegte zu sagen: der Wille ist alles, der Zorn ist nichts! Er selbst war eine kalte, ruhige Natur oder richtiger gesagt: er schien nur kalt und ruhig, denn seine Seele war empfindlich, kindlich, fast schüchtern. Doch er verstand es mit ungewöhnlicher Geistesgegenwart, sich zu beherrschen. Das war vielleicht gemacht und gekünstelt, aber er erzielte trotzdem damit überraschende Resultate.

Ich erinnere mich — und wohl noch viele andere erinnern sich jenes Abenteuer, von dem man lange Zeit nur halbblaut sprach, und das ihn in der ganzen Armee berühmt machte. . . Mein Onkel war damals Kommandant der Festung Domboff, die an dem kleinen Flüsschen Wolska liegt.

Die Truppen waren unzufrieden. Ich weiß nicht recht, was eigentlich los war. Einige Leutnants und Unteroffiziere behandelten die Leute unglaublich streng. Da war ein gewisser Hauptmann Kolossoff, ein wütender Bulldoggenkopf, den ich noch immer vor mir sehe, und der sich durch seine Ungerechtigkeit und Brutalität allgemein verhaßt gemacht hatte. Trotzdem verstand er es nicht einmal, sich Respekt zu verschaffen, und seine Leute waren die Lotterigsten im ganzen Regiment.

Ueberhaupt wehte in jenem Jahre ein böser Wind. In mehreren Garnisonen des Westens hatten sich schlimme Vorfälle ereignet, Revolten und dergleichen. Der Kaiser hatte das erfahren und sollte gesagt haben: „Ich wünsche, daß die Disziplin besser beobachtet wird.“ Alle Welt hatte bei dem kaiserlichen Worte gezittert, und die Vorgesetzten noch mehr als die Soldaten.

Dann rührte es sich auch wieder in den Nachbarstaaten. Schlimme Gerüchte waren im Umlauf. Es mußte deshalb tatsächlich eine exemplarische Ruhe herrschen.

In Domboff hatte mein Onkel eine schwierige Stellung. Er fühlte wohl, daß die dumpfe Unzufriedenheit der Soldaten begründet war; doch noch dringender empfand er die Notwendigkeit, die Ordnung aufrecht zu erhalten. Er wollte nicht, daß sich auch bei ihm das ereignete, was sich hier und da gezeigt und die Bemerkung des Kaisers zur Folge gehabt hatte.

Eines Morgens erschien der Adjutant bei meinem Onkel vor der gewöhnlichen Stunde. Der General war gerade dabei, mir Reitunterricht zu geben. Ich zählte 12—13 Jahre und ritt schon wie ein Kosak. Allerdings war mein Onkel auch ein vortrefflicher Lehrer. Doch die Lektion, die er mir an jenem Tage gab, war noch besser als alle Reitstunden.

„Na, was gibt's, Sergejew Alexandrowitsch?“ fragte mein Onkel.

„Herr General,“ sagte der Adjutant in unruhigem Tone, „gestern Abend hat eine Meuterei in den Stuben stattgefunden. Dieser Kolossoff hat so viel angerichtet, daß die Leute sich nach dem, was ich gehört habe, zusammengerottet haben, um eine Kundgebung gegen ihn zu veranstalten: die Aufregung wächst mit jeder Stunde. Man fürchtet das schlimmste. Heute Morgen sieht es ganz besonders böß aus.“

„. . . Bestimmte Vorfälle haben sich nicht ereignet?“

„Nein, aber Ew. Excellenz täten vielleicht gut, Vorsichtsmaßregeln zu ergreifen, um einen Skandal zu vermeiden.“

Mein Onkel überlegte einen Augenblick.

„Es ist gut,“ sagte er dann, „ich werde gleich selbst die Inspektion vornehmen.“

Der Adjutant machte ein Gesicht, als wollte er sagen, daß das doch keine Vorsichtsmaßregel sei. Aber er entgegnete nichts.

Eine Viertelstunde später lenkte mein Onkel langsam seine Schritte nach den Kasernen. Er hatte seine Dienstmütze, die er alle Tage trug, aufgesetzt, und sie nur ein bißchen tiefer in die Stirn gedrückt. Sein schleppender Säbel schlug klirrend auf dem Pflaster auf.

Ich war ihm hinterdrein geschlichen, dann war ich mit einem langen Umweg nach dem Ufer der Wolga gelaufen und hatte mich dort versteckt. Von hier aus sah ich ihn mit seinem etwas untersehten Körper langsam herumkommen, während er seine Papyros rauchte. Und mir gegenüber erblickte ich auch zwischen den ockerfarbigen Kasernenbauten die lange Reihe der Soldaten, von denen sich die letzten wie unklare Schatten in dem feinen Morgennebel verloren.

Kommandoworte ertönten: man hörte Kolossoffs heifere Stimme, der Flüche brüllte. Plötzlich trat nach dem geräuschvollen Aufstampfen der Soldaten, die ihre Stellungen einnahmen, eine tiefe Stille ein.

Der General war zwischen den beiden Pfeilern des Portals erschienen, das den Eingang zum Hauptthore bildete.

Einige Offiziere traten sofort auf ihn zu. Er sprach mit ihnen einen Augenblick. Dann trat er an die Front der Truppen und sprach das traditionelle: „Guten Morgen, Kinder!“

Jedenfalls zum ersten Male, seit die russische Armee existiert, antworteten die Soldaten nicht auf den Gruß ihres Chefs. . .

Eine solche Dreistigkeit war unerhört. Alle erkannten das, und die tapfersten unter den Offizieren begannen zu zittern. Das konnte nur das Vorbild zu einer fürchterlichen Rebellion sein. Trotzdem blieben die Truppen unbeweglich, in vollkommener Ordnung, mit Gewehr bei Fuß stehen.

Das Gesicht meines Onkels war rot geworden, als hätte er eine Ohrfeige bekommen.

Er trat weiter vor und wiederholte mit stärkerer Stimme: „Guten Morgen, Kinder!“

Ein kaum merkliches Zittern lief wie ein Krampf durch die Reihen; doch keine Stimme antwortete. Die Angst bemächtigte sich meiner in so hohem Grade, daß der Schweiß mir von der Stirn lief.

Nun wandte sich der General der ersten Kompanie zu, die Kolossoff befehligte, und sagte kurz angebunden: „Appell!“

Ein Unteroffizier begann mit leichenblassem Gesicht, den Appell vorzunehmen.

„Petroff!“

Mein Onkel unterbrach ihn mit einer Handbewegung. Er befohl Petroff, drei Schritte vorzutreten. Petroff trat drei Schritte vor. Er war ein großer, bartloser Bursche mit kleinen, blinzeln den Augen und dem etwas fränklichen Aussehen der Bauern aus den nördlichen Gouvernements.

„Guten Morgen, Petroff,“ sagte mein Onkel.

Petroff wurde blaß wie ein Linnen; seine Lider hörten auf zu blinzeln; und man sah es in seinen kleinen, grauen Augen herausfordernd aufleuchten.

Er gab keine Antwort.

Mein Onkel wartete einige Sekunden, dann nahm er ohne ein Wort seinen Revolver aus der Tasche, spannte den Hahn, lud ihn sorgfältig, zielte Petroff nach dem Herzen und gab Feuer.

Der Körper fiel mit dumpfem Knall nieder, und man hörte das Gewehr auf der harten Erde aufschlagen.

Der General gab dem Unteroffizier ein Zeichen, er solle fortfahren.

„Walubjess!“ rief der Unteroffizier, mehr tot als lebendig.

Bevor er es noch befohlen, war Walubjess drei Schritte vorgetreten. Sein linker Fuß stieß an Petroffs Leichnam.

„Guten Morgen, Walubjess!“ sagte der Generalmajor.

Walubjess hatte ein Puppengesicht, auf dem der Flaum eines dünnen Schnurrbarts sproßte. Er mochte wohl der Sohn eines Kaufmanns sein. Mein Onkel sah ihm fest ins Gesicht, als wolle er ihn durchbohren, doch in diesem Blick lag noch mehr Bitte als Drohung. Der Soldat schwankte und warf verzweifelnde Blicke auf seine Kameraden; dann richtete er sich auf, als wollte er sagen: „Ich hab's geschworen!“ — und seine Lippen blieben geschlossen.

Mein Onkel zielte ihm wie dem anderen nach dem Herzen, und eine Sekunde später fiel Walubjess' Leichnam auf den Petroffs.

„Weiter!“ rief mein Onkel.

Der Unteroffizier wollte fortfahren, doch die Stimme erstarb ihm in der Kehle. Mein Onkel nahm ihm das Blatt aus den Händen und rief selbst die Nummer drei auf.

Nummer 3 war ein gewisser Burowsky. Er trat, fast grün vor Furcht, mit zitternden Beinen vor, und jeder glaubte, er würde noch vor dem dritten Schritt zusammenstürzen. Doch wunderbarerweise blieb er aufrecht stehen, während die Stimme meines Onkels zum dritten Mal in dem weiten Raume erklang und ihn bei seinem Namen begrüßte. „Guten Morgen, Burowsky!“

Nun vernahm man in dem feierlichen Schweigen ein leises Gestammel, und die gellende Stimme des halbtoten Burowsky freischte: „Guten Morgen, Excellenz!“

Und im selben Augenblick erhob sich von allen Seiten, aus allen Kompanieen, von den Lippen aller der Männer, die eine so entsetzliche Aufregung gefoltert hielt, ein einziger Schrei, ein lautes Gebrüll, das von Glied zu Glied flog: „Guten Morgen, Excellenz! Guten Morgen, Excellenz!“

Tränen stürzten den Leuten aus den Augen; Schluchzen brach auf allen Seiten los. . . Es war die mißlungene Revolte, die sich da wie ein Sturm austobte. . . Die Offiziere drängten sich, blaß vor Aufregung, um ihren Retter. Kolossoff lehnte an einer Wand und war einer Dohnmacht nahe. Nur der Generalmajor blieb ruhig.

Ich fühlte, daß er sie eher einen nach dem anderen erschossen hätte, als daß er nachgegeben hätte, — selbst wenn er sich nachher hätte selbst erschießen müssen.

Ein eingehender Rapport über diese Affäre wurde dem Kaiser vertraulich übermittelt. Mein Onkel wurde abberufen und in eine Garnison Mittelrußlands versetzt. Gleichzeitig aber erhielt er die Insignien des Generalleutnants und das Kreuz des Wladimir-Ordens.



Am frühen Morgen. Nach dem Gemälde von F. Hiddemann.

Ein sensationeller Fall.

(Fortsetzung.)

Kriminalroman von Arthur Zapp.

(Nachdruck verboten.)

Aber Tag auf Tag verging, ohne daß der Irländer Anstalten machte, sein Versprechen zu erfüllen. Der Volontär erinnerte nicht weiter daran. Aber er brachte eines Tages vor einem der Buchhalter der Firma, mit dem er sich bekannt gemacht und mit dem er zuweilen einen Abend verlebte, das Gespräch auf die Familie Mahr und er warf dabei anscheinend absichtslos die Frage hin, ob O'Veary nicht in der Familie Mahr verkehre. Der Buchhalter lächelte und zeigte eine schmunzelnde Miene.

„Na ob!“ entgegnete er. „Aber sehr verkehrt er da. Er ist ja fast alle Abende bei Mahrs. Es scheint, als ob der rothaarige alte Singsgelle auf Freiersfüßen herumtschleicht.“

„Ist denn eine Tochter da?“

„Freilich. Und was für eine! Ich sage Ihnen, fast wie — wie ein Märchen.“ Ueber das Gesicht des poetisch angehauchten Buchhalters glitt ein schwärmerisches Leuchten.

Der Volontär lachte. „Wie's scheint,“ bemerkte er verschmüht, „lesen Sie gern Märchen — wie?“

Der Poetische blickte erstaunt auf. „Ach so! Sie meinen, weil — na ja, ich will's ja nicht bestreiten, ich war einmal höllisch verschossen in die schöne Helene. Aber das sind —“ er machte eine abwehrende Handbewegung — „tempi passati. Uebrigens, die Arme hat Pech genug gehabt.“

„Pech?“

„Nun ja. Gerade als unser Chef, der reiche Weidner, sich mit ihr zu verloben im Begriff stand, wurde er — na, Sie wissen ja, und mit der Verlobung war's nichts.“

„Oh!“ meinte der Volontär, der interessiert zuhörte, wichtig; „nun tritt O'Veary als Nachfolger auch hier die Erbschaft an.“

„Gewissermaßen ja. Aber eigentlich doch wieder nicht. Denn O'Veary hatte schon längst ein Auge auf Helene Mahr, schon viel früher, als der alte Weidner daran dachte, sich die hübsche Mädchenblume ins Knopfloch zu stecken.“

Der Volontär hatte sich gerade über sein Glas gebeugt und so konnte der Buchhalter nicht sehen, wie es in den Augen des anderen blitzte und wie ein luchsartiger, flirrender Ausdruck für einen kurzen Moment in seinen gespannten Zügen erschien. „Schau, schau!“ sagte er laut lachend, „das hätt' ich ihm gar nicht zuge-
traut. Ich habe mir immer gedacht, wo andere Menschen ihr Herz sitzen haben, da trägt unser Chef das Hauptbuch. Also er ist wirklich auch einmal schwach gewesen?“

Der Buchhalter nickte eifrig. „Ich hätt' vielleicht nicht bemerkt,“ erklärte er, von seinen Erinnerungen und Empfindungen hingerissen, „wenn ich mich nicht selbst damals, wie gesagt, höllisch in die schöne Helene verplempert hätte. Da fiel mir denn auf, daß O'Veary auffallend viele Gesellschaften und Bälle besuchte, und daß er immer um Helene Mahr herum war, bis —“

„Bis der Prinzipal auf der Bildfläche erschien,“ vollendete Hohlweck, „und der Procurist das Feld räumen mußte.“

Aber der andere schüttelte verneinend den Kopf. „Nein, das war's nicht. Noch ehe Weidner seine Augen auf Helene Mahr richtete, konzentrierte sich O'Veary rückwärts. Es muß da irgend etwas passiert sein, denn auffallend war es für mich, der ich mit den scharfen Augen der Eifersucht beobachtete, daß der Irländer plötzlich abknappte und dem Mädchen ersichtlich aus dem Wege ging. Weiß der Hund, was das vorgegangen war. Vielleicht hatte Neferendar Kannenberg seine Hand im Spiel, der auch damals gerade angefangen hatte, Helene Mahr den Hof zu machen.“

„Alle Achtung!“ rief der Volontär. „Die schöne Helene muß ja ein wahres Meerwunder von Schönheit sein. Drei Verehrer auf einmal! Da bin ich wirklich neugierig. Die muß ich mir einmal in der Nähe ansehen. Na hoffentlich verlier' ich nicht mein Herz wie Sie und werde poetisch. Prost, Kollege!“ —

Das Interesse, Helene Mahr kennen zu lernen, schien in der Tat bei dem leichtlebigen jungen Berliner ein starkes, denn schon am anderen Tage in der Abendstunde ging er hinaus vor das Tor, um der Familie Mahr seinen Besuch zu machen und pflichtschuldigst die ihm von Doktor Weidner aufgetragenen Grüße zu bestellen. Er war nicht gerade erstaunt, wenn er sich auch so stellte, als er im Kreise der Familie des Fabrikanten seinen Chef, Mister O'Veary erblickte, der seinerseits allerdings unangenehm überrascht aufstand und dem Eintretenden ein bitterböses, finsternes Gesicht zeigte. Je weiter der Abend vorschritt, desto finsterner wurde O'Vearys Miene, obgleich Hohlweck sich als ein ganz außerordentlich angenehmer Gesellschafter erwies, der, was auch sonst an ihm auszusagen sein mochte, in hohem Grade die Fähigkeit besaß, gewandt über alle möglichen Gegenstände zu plaudern und sich in einer Gesellschaft schon nach der ersten Viertelstunde heimisch zu fühlen.

Als schließlich der Volontär die Einladung der Frau Mahr, zum Abendbrot zu bleiben, höflich dankend annahm, biß sich der Irländer wütend auf die Lippen und er mußte sich, wie Hohlweck

schadenfroh mit einem heimlich beobachtenden Seitenblick bemerkte, Gewalt antun, um nicht zornig aufzufahren.

Seine Einsilbigkeit und Mißlaunigkeit waren schließlich so auffallend, daß Herr Mahr es bemerkte und in dem höflichen Bestreben, ihn zu zerstreuen, sich seinem älteren Gaste mit geflüstelter Aufmerksamkeit widmete und ihn in ein lebhaftes kaufmännisches Gespräch verwickelte. Frau Mahr war, da eben die Tafel aufgehoben worden, mit wirtschaftlichen Verrichtungen beschäftigt und so sah sich Hohlweck der schönen Helene allein gegenüber. Er führte das junge Mädchen, von Musik plaudernd, nach dem Klavier, um so mehr außer Gehörweite der beiden älteren Herren zu sein, denn es war ihm nicht entgangen, daß der Irländer heimlich seinen beobachtenden mißtrauischen Blick auf ihn richtete. Er forderte Helene Mahr auf, zu musizieren, aber sie lehnte, sich mit leichtem Kopfschmerz entschuldigend, ab. Sie setzte sich in die Nähe des Klaviers, wobei Hohlweck es so einzurichten mußte, daß Helene Mahr den beiden Herren den Rücken zuehrte.

„Wie gefällt Ihnen Nordenau?“ fragte das junge Mädchen, das Gespräch eröffnend.

„Es würde mir besser gefallen,“ erwiderte der Berliner, „wenn ich nicht mit einem Vorurteil hierhergekommen wäre.“

„Mit einem Vorurteil?“

„Allerdings —“ der Sprechende zog seine Stirn in Falten und seine Augen blickten düster — „allerdings, denn in Nordenau ist einem meiner besten Freunde sehr übel mitgespielt worden.“

„Sier — einem Ihrer Freunde?“ fragte das junge Mädchen ahnungslos.

„Meinem Freunde Kannenberg,“ erwiderte der Volontär, sich den Anschein gebend, als ahne er nicht, wie peinlich die Erwähnung dieses Namens und der mit diesem Namen in Verbindung stehenden Angelegenheit das junge Mädchen berühren mußte. Er tat auch, als bemerke er nicht, wie Helene Mahr nun so heftig erschrak und sich jäh verfärbte. Sie brauchte ein paar Minuten, bis sie ihre Gemütsbewegung so weit überwunden hatte, um fragen zu können: „Herr Kannenberg war Ihr Freund?“

„Mein bester Freund. Als er in Berlin studierte, waren wir fast jeden Tag zusammen und noch heute stehe ich mit seiner Familie in engster Verbindung. Sie können sich meine Gefühle vorstellen, gnädiges Fräulein, als ich nun hörte, mein braver Freund sei verurteilt worden wegen einer Tat, die er nun und nimmermehr begangen haben kann.“

In den Mienen des jungen Mädchens zuckte es schmerzhaft und sie machte eine unwillkürliche Bewegung, als wollte sie dem Sprechenden Einhalt gebieten und ihn hindern, ein Thema weiter zu verfolgen, das in ihr die schmerzlichsten, qualvollsten Erinnerungen weckte. Aber es schien doch eine Gewalt in ihr, die sie drängte, nun doch auf den peinlichen Gegenstand einzugehen. Ihr Atem ging mühsam und man sah ihr an, daß sie sich jedes Wort förmlich abzwingen mußte, während sie erwiderte: „Sie — Sie glauben also, daß Herr Kannenberg unschuldig ist?“

„Aber gewiß, gnädiges Fräulein. Jeder, der Kannenberg kennt, muß doch von seiner Schuldlosigkeit überzeugt sein. Wenigstens das ist meine Ansicht. Freilich, andere denken anders. Zum Beispiel mein Prinzipal, Herr O'Veary, ist, trotzdem er ja wohl mit Kannenberg persönlich bekannt war, von seiner Schuld fest überzeugt, ja, er äußerte sich neulich, als wir über den Fall sprachen, mit so leidenschaftlicher Heftigkeit gegen Kannenberg, daß ich bei ihm eine vorgefaßte Meinung gegen meinen Freund und persönliche Motive vermutete. Wahrscheinlich hat zwischen beiden so etwas wie Feindschaft bestanden.“

„Das — das kann wohl sein,“ stammelte das junge Mädchen.

„Vermutlich hat zwischen ihnen irgend einmal ein Konflikt stattgefunden, von dem Mister O'Vearys Animosität gegen Kannenberg sich hererschreibt.“

Er heftete seine Augen verstohlen forschend auf die ihm gegenüber sitzende und erwartete in Spannung die Antwort. Aber das junge Mädchen erhob sich plötzlich, strich sich mit der Hand über die Stirn und sagte tief atmend: „Es ist entsetzlich heiß hier. Sind Sie nicht?“

Zugleich lenkte sie ihre Schritte nach dem Nebenzimmer, in das der Hausherr den Irländer geführt hatte, um hier eine Zigarre zu rauchen . . .

In der Folgezeit wurde Hohlweck ein häufiger und gern gesehener Gast in der Mahr'schen Familie. Er hatte es verstanden, sich durch seine immer gute Laune und sein Unterhaltungstalent bei dem Fabrikbesitzer und seiner Gattin in Gunst zu bringen, und auch Fräulein Helene schien an seiner Gesellschaft Gefallen zu finden, wozu wohl der Umstand beitrug, daß sie in ihm einen intimen Freund des unglücklichen Kannenberg sah, an dem ihr Herz immer noch mit schmerzlicher Liebe hing.

Eines Tages begegnete der Volontär dem jungen Mädchen im Stadtpark. Er begrüßte sie und bat um die Erlaubnis, sie nach ihrem Elternhause begleiten zu dürfen. Als sie ein paar Schritte nebeneinander gegangen waren, sagte er plötzlich mit einer Miene zerknirschter Verlegenheit: „A propos, ich habe Sie noch um Entschuldigung zu bitten, Fräulein Wahr.“

„Wich?“ fragte sie erstaunt.

„Sawohl, gnädiges Fräulein. Sie müssen mich für sehr taktlos gehalten haben, als ich bei meinem ersten Besuche in Ihrer Familie im Gespräch mit Ihnen ein Thema berührte, daß ich in Ihrer Gegenwart nicht hätte erörtern sollen. Ich mußte damals noch nicht, daß der Name Rannenberg peinliche und schmerzliche Empfindungen in Ihnen erwecken mußte.“

Das Gesicht des jungen Mädchen tauchte in dunkle Glut; verwirrt und befangen blickte sie zu Boden.

„Sie verzeihen mir, Fräulein Wahr?“ fragte Hollweck.

„D ich — ich bitte,“ stammelte sie, noch immer mit ihrer Befangenheit kämpfend. Er sah, wie schwer sie atmete und wie ihre Mienen zuckten. Auch nahm er wahr, daß sich ihre Lippen bewegten und daß sie ein paarmal ansetzte, zu sprechen, ohne jedoch ein Wort hervorbringen zu können. Es schien, als wollte etwas in ihr an die Oberfläche, aber als getraute sie sich nicht, das, was innerlich in ihr rang und gärte, in Worte zu kleiden. Endlich aber schien sie zu einem befreienden Entschluß gelangt. Noch immer ihre Augen auf den Erdboden richtend, begann sie leise, fast zaghaft: „Sie müssen eine recht schlechte Meinung von mir haben, Herr Hollweck.“

„Aber wie sollte ich, gnädiges Fräulein?“

„Sie müssen mich für kleinmütig und erbärmlich halten, weil ich an Rannenberg gezweifelt habe und nicht wie Sie festhielt an dem Glauben an seine Schuldlosigkeit.“

Sie hatte es in schnellem Flusse gesagt, die Worte hastig herausstößend, als dränge es sie, sich von einer Last, die ihr seit langem die Seele bedrückt haben mochte, so rasch als möglich zu befreien. Sie atmete ein paar mal tief, wie erlöst, und fuhr dann in leidenschaftlichem Ausbruch fort: „Sie haben gewiß gehört, daß ich ihn vor Gericht mit meiner Aussage schwer belastet habe. O wie bitter habe ich es seitdem bereut, wie schwere, folternde Vorwürfe habe ich mir gemacht! So lange er selbst seine Unschuld beteuerte, so lange hätte auch ich an seine Schuld nicht glauben dürfen. Ich war ja innerlich in einem Zustand, der an Besinnungslosigkeit grenzte; wie ein Fieber loderte es in mir. Die Worte, die er vor mir mit leidenschaftlicher Heftigkeit gesprochen, tönten noch in meinem Ohr und ich glaube wirklich —“ Sie brach erschüttert ab und nachdem sie mit der Hand über ihre zuckenden Mienen gestrichen, fügte sie seufzend hinzu: „Nun mache ich mir die bittersten Vorwürfe, daß ich die Hauptschuld an seinem harten Schicksal trage.“

Hollweck widersprach lebhaft. „Sie müssen sich nicht mit so ungerechten Selbstvorwürfen quälen,“ beschwichtigte er sie. „Ihre Aussage hätte an dem Geschick unseres armen Freundes nichts ändern können. Sie befanden sich in einer verzweifelten Stimmung, in einer krankhaften Erregung und sahen in dieser Gemüthsverfassung schwärzer als nötig war. Das ist entschuldbar.“

„Nein, nein, ich kann es mir nicht verzeihen. Wie furchtbar muß Erich gelitten haben und wie bitter mag er noch heute leiden bei dem Gedanken, daß ich —“

Sie konnte nicht weiter. Von ihren Empfindungen überwältigt, preßte sie ihr Taschentuch gegen ihre Augen und bemühte sich, das krampfhaft Schließende, das ihr aus der ringenden Brust heraufdrang, zu unterdrücken.

„Lassen Sie sich, beruhigen Sie sich doch!“ sprach Hollweck, von dem stummen Schmerz des jungen Mädchens ergriffen, eindringlich in sie ein. „Ich hoffe, daß Rannenberg in nicht zu ferner Zeit Ihnen selbst wird sagen können, daß er Ihnen verzeiht und daß er Ihnen keinen Groll mehr nachträgt.“

„Wie — wie meinen Sie?“

Hollweck bedachte sich einen Augenblick, dann sprach er entschlossen: „Ich will Ihnen etwas anvertrauen, Fräulein Wahr. Doch, Sie müssen mir versprechen, daß Sie zu niemandem, auch nicht zu Ihren Eltern, davon sprechen werden.“

„Ich verspreche es Ihnen.“

„Eine Anzahl von Freunden Rannbergs, die von seiner Unschuld fest überzeugt sind, haben sich die Aufgabe gestellt, Nachforschungen zu halten, um Beweise für des Unglücklichen Schuldlosigkeit zu sammeln. Wir sind bereits an der Arbeit; ich bin speziell nach Nordenau gekommen, um hier an dem Tatort zunächst heimlich Ermittlungen anzustellen. Wir hoffen, daß uns unsere allerdings sehr schwere Aufgabe schließlich gelingen wird. Wollen Sie uns dabei helfen, Fräulein Helene?“

Ueber Helene Wahrs Gesicht ging ein überraschtes, freundiges Aufstrahlen. „Von Herzen gern,“ sagte sie begeistert. „Was kann ich tun?“

„Zunächst meine Fragen der Wahrheit gemäß und ohne Scheu

und Rückhalt zu beantworten, auch wenn ich gezwungen bin, Ihnen Pein und Schmerz zu bereiten. Wollen Sie?“

„Ja.“

Der junge Mann hefte seine Augen durchdringend auf die neben ihm Schreitende.

„Herr O'Dearry hat in letzter Zeit viel in Ihrem Hause verkehrt?“

Das junge Mädchen dachte ein paar Momente angestrengt nach. „Ungefähr seit — seit Rannbergs Verurteilung.“

„O'Dearrys Besuche galten weniger Ihren Eltern als Ihnen? Nicht?“

„Ich glaube,“ erwiderte die Gefragte erröthend.

„Er bewirbt sich um Ihre Neigung?“

„Ich glaube.“

„Gab es schon früher einmal eine Zeit, in der O'Dearry sich Ihnen näherte und Ihre Sympathie zu gewinnen sich bemühte?“

„Ja.“

„Wann war das?“

„Vor ungefähr anderthalb Jahren.“

„Sie kannten damals auch Herrn Rannenberg schon?“

„Ja.“

„Und Rannenberg — Verzeihung! — Rannenberg bewarb sich damals ebenfalls um Sie?“

„Ja.“

„Ich danke Ihnen. Und nun bitte noch eine Frage von größter Wichtigkeit. Wie kam es, daß O'Dearry damals plötzlich seine Bemühungen um Sie einstellte und sich zurückzog? War etwas geschehen, das ihn dazu veranlaßte?“

„Ich glaube, daß ein Zwist, ein Rencontre mit Herrn Rannenberg dazu die Veranlassung war.“

In Hollwecks Mienen prägte sich höchste Spannung aus. Ein „Ah!“ der Befriedigung ent schlüpfte ihm unwillkürlich, dem die Worte folgten: „Darum also die Animosität O'Dearrys gegen Rannenberg. Es gab also einen Konflikt zwischen Rannenberg und O'Dearry?“

„Ja.“

„Und welcher Art war derselbe?“

Das junge Mädchen zögerte mit der Antwort. Eine schamhafte, mädchenhafte Scheu malte sich in dem verlegenen Abwenden ihres Blickes und in dem dunklen Rot, das ihre Wangen jäh färbte.

„Fräulein Helene,“ mahnte der junge Mann ernst, „es ist nicht müßige Neugier, die mich zu dieser Frage veranlaßt, sondern es liegt mir im Interesse Rannbergs viel daran, aufzuklären, ob O'Dearry irgendwelchen Grund zum Hass gegen unsern armen Freund hatte. Um Rannbergs willen bitte ich Sie, sprechen Sie rückhaltslos und ohne Scheu!“

„Herr O'Dearry,“ begann das junge Mädchen ruckweise, „machte mir vor anderthalb Jahren stark den Hof. Eines Tages begegnete ich ihm auf der Landstraße, auf dem Wege nach dem Hause meiner Eltern. Es war schon in der Dämmerung. Wir waren allein. Herr O'Dearry war gesprächiger und lebhafter als sonst. Seine Mienen waren so eigentümlich erregt, daß ich anfing, mich vor ihm zu fürchten. Ich glaube, er hatte ein wenig getrunken. Zuletzt fing er an, mir von seiner Liebe zu sprechen und er hatte die Dreistigkeit, mich —“

„Nun, Fräulein Helene? Vielleicht wollte er Sie gar küssen?“

„Allerdings. Ich riß mich los und eilte nach Hause. Eine unüberwindliche Scheu hielt mich leider ab, mich bei meinen Eltern zu beschweren. Aber am andern Tage erzählte ich es Herrn Rannenberg und dieser stellte den Unverschämten zur Rede.“

„Es kam zu einer scharfen Auseinandersetzung?“

„Noch mehr. Herr Rannenberg ließ sich hinreißen, O'Dearry zu ohrfeigen.“

Etwas wie Triumph blickte aus den Augen des Volontärs.

„Nun begreife ich. Es war also nicht die moralische Enttäuschung allein, die den Frevler veranlaßte, in Rannenberg den vermeintlichen Mörder seines Freundes Weidner zu hassen . . .“

(Fortsetzung folgt.)

→ Allerlei. ←

Die Erfindung der Tinte. Wann die Tinte zuerst erfunden wurde, ist nicht genau bekannt. Jedenfalls lag die Erfindung einer farbigen Flüssigkeit sehr nahe, sobald einmal Papier und Feder erfunden waren. Schwarze Tinte ist seit noch gar nicht langer Zeit allgemein. Die Römer verwandten meist rote, purpurne und goldene Tinten, doch war auch blaue, grüne und violette nicht unbekannt. So einfach die Herstellung der Tinte ist, so erreicht doch unsere jetzige die der Alten bei weitem nicht an Schönheit und Güte. Die angelsächsischen Handschriften sind in bezug auf Farbe das schönste, was man sich denken kann. Unsere modernen Tintenfabrikanten werden die Superiorität der Alten nicht zugeben wollen; wir bezweifeln, daß ein Manuskript von heute noch nach Jahrhunderten so deutlich lesbar sein wird, wie jetzt die der Angelsachsen.

Unsere Bilder.

Die Gruppe von Krokodilen mit ihrem Dressleur zeigt, daß selbst diese scheußlichen Amphibien zu zähmen sind. Etwas unheimlich bleibt aber wohl jedem Beschauer der Anblick dieser Dressurdarbietung doch. Das Bild stammt aus einem neuen einzigartig illustrierten Tierwerk. Im Anschluß an die so beifällig aufgenommene volkstümliche Völkervunde von Dr. Kurt Lampert „Die Völker der Erde“, die erste Abteilung des großen Sammelwerkes „Die Erde in Einzeldarstellungen“, läßt die Deutsche Verlags-Anstalt (vormals Eduard Hallberger) in Stuttgart als zweite Abteilung eine populäre allgemeine Tierkunde unter dem Titel „Die Tiere der Erde“ erscheinen, die nach denselben Grundsätzen bearbeitet und illustriert ist. Der Verfasser des Textes, Professor Dr. W. Marshall, ist eine anerkannte Autorität auf diesem Gebiete, zugleich aber ist er ein Meister populärer Darstellung im besten Sinne des Wortes, die ein Haupterfordernis bildet für ein Werk, das eine Tierkunde für jedermann sein und in anregender und unterhaltender Weise die Ergebnisse der Forschung den weitesten Kreisen zugänglich machen soll. Wie schon in den „Völkern der Erde“ wurde auch in diesem Werk ein ganz besonderer Wert auf den illustrativen Teil gelegt, der mehr als 1000 Illustrationen, darunter 25 ganzseitige Farbendrucke in vollendeter Wiedergabe umfaßt, die sämtlich auf photographischen Abbildungen nach dem Leben beruhen. Es ist dadurch ein in der Tat einzig dastehendes Illustrationsmaterial von urkundlicher Treue gewonnen worden, wie es gleich zuverlässig und naturwahr kein anderes deutsches Werk aufzuweisen hat. Zudem sind alle Aufnahmen, so weit es überhaupt möglich war, an Ort und Stelle gemacht worden, so daß sie mit den Tieren selbst auch die Umgebung, in der sie leben und sich bewegen, zur Darstellung bringen. Allen Natur- und Tierfreunden wird hiermit ein volkstümliches Prachtwerk originellster Art und von bleibendem Wert geboten, das dem unsere Zeit beherrschenden Streben nach Erweiterung der naturwissenschaftlichen Kenntnisse in mustergültiger Weise entgegenkommt. Das Werk erscheint zunächst, um die Anschaffung jedermann zu ermöglichen, in 50 Lieferungen à 60 Pfg., deren erste durch jede Sortiments- oder Kolportage-Buchhandlung zur Ansicht zu erhalten ist.

Gemeinnütziges.

Gebratene Leber eines Kindes schmeckt vorzüglich, wenn die Leber vorher in zwiebackförmige Teile geschnitten werden, die man dann in Mehl rollt. In diesen Formen brät man sie in Butter mit einigen Zwiebeln recht braun. Hartgebratene Leber ist nicht gut zu verdauen. Sie soll inwendig fest, aber doch noch weich sein. Zu der gebratenen Leber gibt man Sauertraut mit Salzkartoffeln. Kalte gebratene Leber mundet vorzüglich zu Weiß- oder Schwarzbrot.

Gebadene Eier. In einer nicht zu tiefen Kasserole kocht man 2 Liter Wasser mit einer halben Tasse Essig und einem Löffel Salz auf. Wenn das Wasser im Wallen ist, schlägt man frische Eier rasch hinein, damit sich das Eiweiß nicht vom Dotter trennt. Die Eier müssen vier Minuten nur von der Seite kochen. Dann nimmt man sie mit einem Schaumlöffel aus dem Wasser, schneidet die Wände glatt, paniert sie mit geriebener Semmel, unter welche etwas Parmesantäse gemischt wird, bäckt die Eier, im Backfett schwimmend, goldgelb und reicht eine warme feine Moststrichsauce oder eine kalte Remouladensauce dazu.

Nachtsch.

1. Räffelsprung.

ich	ei	sei	der	schlüpft	aus	die	schrei		
be	lie	ge	dem	denn	komm	wie	gel		
mach	bin	die	be	der	selb	den	lieb		
macht	fla	mich	bankt	fla	welt	vo	saat		
den	welt	dir	der	wach	aus	der	ven	freu	ist
be	lie	laß	der	von	tritt	tel	der	scha	met
fla	mach	der	rei	dienst	frei	macht	fla		
lie	be	den	klebt	e	be	le	som		
mich	an	den	den	lieb	mir	frei	zu		
fla	welt	frei	noch	bei	fla	im	die		

2. Kombinations-Räffel.

1. Lerma, Lena; 2. Darien, Elend; 3. Mond, Stehler; 4. Binse, Rate; 5. Aulis, Treiber; 6. Fenchel, Stil; 7. Drama, Necho; 8. Pavia, Zorn; 9. Daten, Schuld; 10. Name, Train.

Aus den obigen zehn Wortpaaren ist je ein Wort zu bilden. Die Wörter bezeichnen: 1. eine Art Kirschchen, 2. ein Land in Europa, 3. eine Stadt in Oldenburg, 4. einen durch ein Lieb bekannten Arzt, 5. einen Ausdruck für „Rechtsverbrechung“, 6. eine Missionsstation auf Grönland, 7. eine bekannte Trojanerin, 8. eine türkische Stadt, 9. ein Land in Europa, 10. eine Inselgruppe im Indischen Ozean. — Die Anfangs- und Endbuchstaben der gefundenen Wörter sollen ein Sprichwort bilden.

3. Räffel.

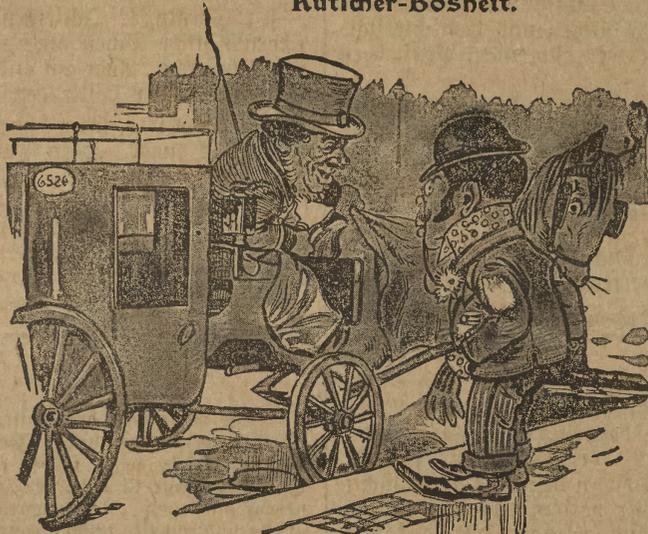
Mit s war mir einst Riesenkraft verliehn,
Die ich durch eines Weibes List verlor; —
Gib p und l mir, laß das s entfliehn,
Dann rag ich hoch im Alpenland empor.

Lösung der Aufgaben in voriger Nummer.

1. Im Stat liegen Kreuz-Dame und Bit-Dame. Mittelhand hat: Coeur-Bube, Karo-Bube, König, Dame, Neun, Bit-As, Zehn, König, Coeur-Zehn, Dame. Hinterhand den Rest. Vorhand spielt zuerst die beiden Buben, dann Karo-Sieben. Jetzt bleibt Mittelhand am Spiel und muß mit Coeur kommen, so daß Vorhand zwei Stiche macht und mit den 6 Augen im Stat 62 Augen erhält.
2. Vinderhof, Hofgeismar, Warsala, Sametta, Tabago, Somoriha, Khabarber, Verzava, Battan, Kandahar, Harpune, Nebrasta, Kaolin.
3. Böschung, Böschung.

Lustiges.

Kutschher-Bosheit.



Gigerl: „Kutscher, fahren Sie mich so rasch wie möglich nach dem Affentheater. Die Vorstellung beginnt in einer Viertelstunde.“
Droschkenkutscher: „Sie wirken wohl schon im ersten Akt mit?“

Anknüpfung um jeden Preis.

Herr (eine Dame auf der Straße anredend): „Mein Fräulein, gestatten Sie, daß ich Ihnen meinen Schirm zum Schutze anbiete?“

Dame (abweisend): „Sie haben ja gar keinen Schirm!“

Herr (selbstbewußt): „Es regnet ja aber auch nicht!“

Im Theater-Büreau.

Direktor: „Lieber Freund, Ihr Lustspiel ist ja ganz nett, es hat aber keine Handlung.“

Dichter: „Was? Erlauben Sie, gleich der erste Akt spielt in einem Zigarrenladen!“

Ein Schnell-Drama.

Junger eifersüchtiger Chemann (in das Zimmer seiner Frau tretend): „Ha, was verbirgst Du mir? Einen Liebesbrief! (Entreißt ihr das Papier.) Ah, die Rechnung der Schneiderin! Hier, nimm sie zurück! Ich will nichts gesehen haben!“ (Schnell ab.)

Widerlegung.

Richter: „Sie sind des Nachdruckes angeklagt von Artikeln — obwohl unter der betreffenden Zeitschrift angefügt ist Nachdruck sämtlicher Artikel ist verboten.“

Angeklagter: „Herr Vorsitzender, — sämtliche Artikel habe ich auch nicht nachgedruckt!“

Kleiner Schärer.

„Lieber Mann, ich habe wieder einige notwendige Ausgaben für meine Toilette und brauche Geld!“

„Hier hast Du einen Check auf Hundert Mark!“

„Kleiner Checker!“

Darum.

M.: „Warum trinkst Du denn den Kognak immer mit dem Strohhalm aus?“

B.: „Weil ich meiner Frau versprochen habe, nie mehr ein Schnapsglas an meine Lippen zu setzen.“